

Anhang II.

Die heraldische Frage.

Welches Wappen wählen wir?

Weiter oben habe ich erwähnt, aus welchen Gründen ich geneigt bin, jene links der Elbe wohnenden Ebells als Stammesverwandte anzusprechen. Das Wappen dieser Ebells, das sich in Holzschnitzerei an dem Hause No. 8 an der Kirche zu Celle befindet, ist auch im Siebmacherschen Wappenbuch Bd. 5 wiedergegeben. Letzteres (mit den zu einem Kranz zusammengebogenen Zweigen) wird, wie ich in Erfahrung gebracht, noch von Ebells der Hannoverschen Linie geführt.



Ein Wappen zu führen ist, was noch wenig bekannt, jedermann gestattet. Natürlich darf es kein nachweisbar durch Dokument bereits verliehenes Wappen sein. Jedenfalls aber hat auch die bürgerliche Genealogie viele Freunde und aus den bisher aufgezählten Ebellschen Wappen ist zur Genüge zu ersehen, wie mannigfaltig solche bürgerlichen Wappen gewesen sind. Wenn ich mich nun für die Schildfigur des Wappens, das am Hause in Celle angebracht ist, entschieden habe, so ist dies geschehen, weil ich einesteils, wie bemerkt, eine Stammesverwandtschaft für wahrscheinlich halte, andernteils aber auch, weil ich in dem Wappen eine schöne symbolische Beziehung finde. Da ich andere Tinkturen gewählt, ist eine Verwechslung mit dem Celleschen Wappen ausgeschlossen. Auch besteht das Perleberger Stadtwappen aus einem Stern. Vor allem aber war mir daran gelegen, uns ein heraldisch richtiges Wappen und kein sinnloses Phantasiebild zu zeichnen. Es sei mir

hier gestattet vom Ursprung und Wesen der Wappen das wichtigste in knappster Form wiederzugeben, wie ich es in dem Gritznerschen Meisterwerk, dem knorrigen alten Hefner und schließlich für die ersten Anfänge auch im Katechismus der Heraldik von Freiherr von Sacken gefunden habe. Aus Erfahrung weiß ich, welche Unkenntnis im allgemeinen noch über alles, was mit Wappenkunst irgendwie zusammenhängt, herrscht. Mag diesen Teil überschlagen, wer kein Interesse daran hat.

Erst im christlichen Mittelalter sind Wappen entstanden, das ist der erste feststehende Satz. Wappen und Waffen sind in ihrer ursprünglichen Bedeutung gleich. Gewappnet sagt man noch heute für gewaffnet. Schild und Helm⁶⁷⁾ sind die beiden unumgänglich notwendigen Bestandteile eines vollständigen Wappens. Sie waren besonders zum Anbringen derjenigen Figuren geeignet, die wir als wappenmäßig bezeichnen. Kriegs- und Kreuzzüge nach dem Morgenland haben wohl die Ursache zur Entstehung gegeben. Als Wappentier⁶⁸⁾ begegnet uns zuerst der Löwe und der Adler, dann folgen andere wilde Tiere, z. B. Ure, Eber oder Gegenstände aus der Natur oder Himmel- und Erdkörper. Wappen mit verschiedenen Wappenfiguren in den einzelnen Feldern sind jüngeren Datums. (Siehe das Wappen des Johann v. Ebell.) Dadurch, daß z. B. Löwen und Adler so häufig von verschiedenen Personen auf ihren Schildern geführt wurden, kam, da es gegen eine alte Wappenregel verstößt, sein Wappen zu tauschen, als einfachstes Mittel dazu, die Farbe zu ändern. So wurde z. B. der französische Löwe Gold in Schwarz, der flandrische Schwarz in Gold, der thüringische in Rot mit Silberstreifen bezeichnet. So habe auch ich zum Unterschied vom Celleschen Wappen (im Silber einen goldenen Mond) die Tinkturen gewechselt, es leiteten mich auch heraldische Gründe, wie ich weiter unten erklären werde.

Von den Schildfiguren der Himmelskörper sagt Hefner in seinem oben zitierten Buch: „Sie sind schon seit den ältesten Zeiten gebräuchlich, Sonne, Mond und Sterne, jedes derselben in seiner bestimmten und fest gültigen Darstellungsweise und als Wappenbilder anerkannt. So waren die deutschen Sterne sechsstrahlig, die einzelnen Strahlen möglichst schlank und spitzig gezeichnet und abgekantert (Fassettiert). Die unschönen fünfstrahligen italienischen und französischen Sterne gehören einer späteren Zeit an. Die Farbe der

⁶⁷⁾ Ursprünglich der Schild, später Helmschilde.

⁶⁸⁾ Durch Teilung des Schildes entstehen Felder. Die ältesten Wappen zeigen noch keine Wappenfiguren, sondern nur Wappenbilder, die in Teilung des Schildes durch regelmäßig bezeichnete Linien bestehen.

Sterne ist golden oder silbern. Der Mond erscheint nie voll, sondern stets entweder zu- oder abnehmend, als eine silberne Sichel, auf deren Innenseite sich ein goldenes Gesicht als Profil zeigt. Wohl finden sich schon farbige Monde (Gold und Silber sind heraldisch keine Farbe, sondern Metalle) mit den Hörnern, allein solche werden nur als Mondsicheln ohne Gesicht betrachtet und genannt. Will und wollte man den natürlichen Mond in dem Wappen wiedergeben, so hat er die genannte Form und Farbe. Gritzner fügt hinzu: „Hat der Mond ein menschliches Profil, so heißt er gebildet und ist dies besonders zu melden.“ Sehr falsch wäre es, wenn wir den Mond z. B. recht natürlich, wie er uns als Sichel erscheint, im Schilde führen würden. Gerade das Gegenteil ist richtig. In der Zeit der guten Heraldik (unser Wappen gehört einer älteren Zeit an), zeichnete man die Figuren nicht in der Gestalt, welche sie in der Natur hatten, sondern vorzugsweise, bei Tieren z. B., mit vergrößerten Extremitäten, beim Mond mit verlängerten Hörnern und die Form des fast völligen Kreises innehaltend. Alles wurde darin borstig, behaart dargestellt, alles Geleckte, Glatte ist durchaus unheraldisch. Auf weite Entfernungen mußte die Wappenfigur durch ihr charakteristisches Merkzeichen zu erkennen sein. Deshalb wurde bei Tieren nicht einmal die natürliche Farbe angewandt. Eine weitere heraldische Hauptregel lautet deshalb auch naturgemäß: „Jede Figur soll bestrebt sein, den Schild, worauf sie steht, möglichst auszufüllen.“ Ich habe deshalb den Mond so groß und mit so mächtigen Hörnern darstellen lassen. Er ist heraldisch richtiger wie jenes abgebildete Siebmachersche Wappen der Hannoverschen Ebells. Was die Schildfrage betrifft, müssen wir uns stets vergegenwärtigen, daß in der Blütezeit der Heraldik der Wappenschild auch der wirkliche Kampfschild, der Helm auch jener wirkliche Helm war, wie ihn der Krieger in der Feldschlacht trug. Wappenschilder und Helm haben daher nur Sinn, wenn man solche wählt, wie sie auch wirklich gebraucht wurden. Gerade hierin wird am meisten gefehlt. Eine Reihe von Jahren hindurch hat man die Wappenfrage mit jener Notiz des Tacitus im 6. Kapitel seiner Germania in Beziehung gebracht, in der es heißt: „Die Germanen wissen von prunkender Ausschmückung nichts, nur die Schilde werden mit auserlesenen Farben bunt bemalt. Im Streite stehen sie halb nackt oder höchstens mit einem leichten Mantel um die Schultern (Helmdecke!). Als allergrößte Schande galt das Preisgeben des Schildes.“ Die heutigen Heraldiker sind anderer Ansicht, und der alte Hefner ruft entrüstet aus: „Wenn man jeden Adler, jedes Pfeilbündel oder dergleichen Bilder auf Schildern und Feldzeichen für ein Wappen erklärt, dann haben freilich auch die Juden, Römer, Gallier und Ger-

manen schon Wappen gehabt, und es läßt sich denken, daß man sogar eine Heraldik der Römer schreiben könnte. Dem sei nun wie ihm wolle, uns interessiert die Notiz des Tacitus über unsere Vorfahren dennoch. Mag aus den alten bunten Farben und Bildern auf den Schilden der Germanen auch der Ursprung der Wappen sich nicht ableiten lassen, die Figur unseres Schildes, unser halber Mond, erinnert immerhin an jene heidnische Zeit mit ihrer Naturanbetung, und kann sich als altes, ehrwürdiges Zeichen (das sind die Himmelskörper noch heute) von Tradition zu Tradition fortgeerbt haben, bis der erste Ebell in späterer Zeit seinen Bürgerschild hiermit schmückte.⁶⁹⁾

Die ältesten wappenmäßigen Schilde nun, die für die gute Heraldik in Betracht kommen, sind die in dreieckiger Form. Sie waren von 1200—1390 in Gebrauch. Nun folgen die halbrunden Schilde und schließlich die Tartschen-Steckschilde.⁷⁰⁾ Erst als die Erinnerung an die letzten heraldischen Schilde sich zu verwischen begann, kamen jene Renaissance Schildformen auf — siehe das Wappen aus Celle — wie auch das der Straßburger Ebells, welche, wie Gritzner sagt: „Wenngleich nicht unschön, so doch nie als Schilde im Gebrauch gewesen sind und also als Wappenschild nicht in Gebrauch kommen dürfen.“

Aus Vorstehendem ist ersichtlich, weshalb ich aus dem Renaissanceschild ein halbrundes habe entstehen lassen.

Ein weiteres Kapitel in der Wappenkunde gehört den Farben. Da in den einzelnen Fehden und Kämpfen sich die einzelnen Bilder möglichst scharf vom Schild abheben mußten, war hier ältester Grundsatz, daß nur sogenannte ganze Farben (rot, blau, grün, schwarz) in Wappen angewandt werden durften. Erst die schlechteste heraldische Zeit hat die sogenannte Naturfarbe, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes in der Natur eingeführt. Keinem alten Heraldiker z. B. ist es eingefallen, etwa braune Wölfe etc. zu zeichnen. Außer den

⁶⁹⁾ Die älteste Religion war Naturanbetung, siehe Erläuterungen zu meinem Wendenkampf. Auch der Gott „Triglaff“ wurde mit einer Mondichel abgebildet. — Zu den künstlichen Wappenfiguren rechnete man auch die Hausmarken und Handelszeichen, die die Kaufleute auf ihre Warenballen zu zeichnen pflegten und später in das Wappen übergingen. Von der Firma Christian Ebell wurde z. B. folgendes Warenzeichen



geführt.

⁷⁰⁾ Sie verdanken ihre Form allein dem Gebrauch des Rennspießes, es erscheint als charakteristisches Merkmal derselben der Ausschnitt an der rechten Seite.

erwähnten 4 Farben kamen nur noch die beiden Metalle Gold und Silber vor. Hier gilt nun der zweite Satz der Farbenlehre: Metall soll nicht auf Metall, Farbe nicht auf Farbe zu stehen kommen, d. h. eine metallene Schildfigur darf nicht im metallenen Schild, eine farbige nicht im farbigen Schild stehen. Wenn also das Wappen des Kaufmanns Karl Ebell im Siebmacher beschrieben ist: „In Silber ein zunehmender, gebildeter, goldener Mond“, so ist dies heraldisch eine sehr große Seltenheit. Die bei Hefner wie im Katechismus der Heraldik gefundenen Angaben haben mich bestimmt, den Mond als silberne Sichel, das Gesicht in Gold (zusammen als eine Wappenfigur) zu zeichnen. Als Farbe des Schildes habe ich die bei der Decke angegebene, d. h. blaue, gewählt. Die Helmdecken haben von jeher die Farbe des Schildes gezeigt, und zwar zeigt die Anwendung, das es üblich war, das Metall an der Innenseite der Decke, die Farbe an der Außenseite anzubringen. Schließlich sei noch erwähnt, daß es seit dem 16. Jahrhundert gebräuchlich wurde, die Farbe ohne wirkliche Kolorierung und ohne beigefügte Beschreibung zu bezeichnen. Heute ist nächststehende Tabelle überall im Gebrauch:

 : rot — mennige,

 : blau — kobaldblau d. h. die Farbe des Himmels,

 : grün — früher Grünspan, jetzt Schweinfurter Grün,

 : schwarz — Russschwarz,

 : Gold — gold- oder schwefelgelb,

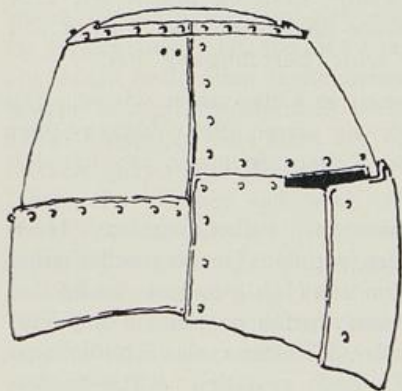
freier weißer Raum: Silber oder kreideweiss.

Auch beim Stechen unseres Wappens etwa für Petschaft oder auf Briefbogen pp. wäre darauf zu achten, daß diese allgemeine übliche Bezeichnung nicht vergessen oder gar verändert wird, was dann andere Farben ergeben würde. Unser Wappen muß daher wie abgebildet dargestellt werden. Bemerkt sei noch, daß in der Heraldik keine Farbe oder Metall höher als die andere geachtet wird.

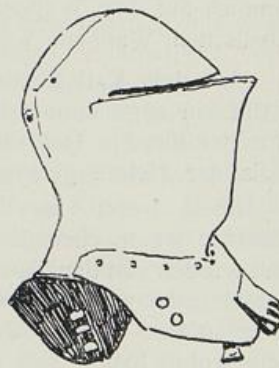
Der Helm.

Wie bereits beim Schild erwähnt, kommen nur solche Helme in Betracht, wie sie vor oder während der Turnierzeit getragen wurden. Wie nicht alle Schilde, so sind auch nicht alle Helme wappenmäßig. Zunächst gehört der Helm (mit Kleinod) als Haupt-

bestandteil zum vollständigen Wappen. Der Helm wurde und wird zum Schutz des Hauptes getragen nicht nur von Rittern, auch von Bürgern und Knappen. Der Helm gehört also zu den persönlichen Geschlechtswappen. Ein Unding ist es daher, was leider häufig der Fall ist, wenn Körperschaften, Städte pp. einen Helm über dem Schild führen. Alle Köpfe lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Der



Kübelhelm.



Stechhelm.



Spangenhelm.

Helm ist stets persönlich. Drei Wappenhelme kommen überhaupt nur in Betracht: Kübel-, Stech- und Spangenhelm. (Siehe Zeichnung.)

Die Kübelhelme sind die ältesten. Stech- und Spangenhelme, wie solche hauptsächlich bei Turnieren getragen wurden, erschienen gleichzeitig. Seit langer Zeit hat sich nun die Ansicht geltend gemacht (ein Nachweis existiert allerdings nicht), daß die offenen Spangenhelme eigentlich adelige Helme, die geschlossenen Stechhelme dagegen bürgerliche Helme seien. Der Adel wollte seine Wappen vor

Mißbrauch durch Nichtedelleute, denen im 16. Jahrhundert schon Hunderte von Wappenbriefen verliehen wurden, schützen. Seit ca. 400 Jahren hat diese Ansicht auch praktisch Verwertung gefunden und wie Gritzner richtig bemerkt, wird sich ein Bürgerlicher, der ein Wappen führt, schon aus Vernunftsgründen des Spangenhelmes enthalten, wenn ihm keine bestimmte Berechtigung einen solchen zu führen, zusteht. Ich habe deshalb auch für unser Wappen an Stelle des Spangenhelmes den Stechhelm gewählt. Ersteren finden wir sehr deutlich auf dem Wappen der Elsässer Ebels und dem Johann von Ebellschen Wappen, wo er auch seine Berechtigung hat.

Auf dem Karl Ebellschen Wappen in Celle sehen wir um den Helm ein sogenanntes Halskleinod. Es waren dies Münzen- oder Rosetten-förmige Goldstücke, die an Ketten, Schnüren etc. um den Hals der Helme gehängt wurden.

Diese erst im 16. Jahrhundert aufkommenden Halskleinode waren ehemals lediglich Zeichen der Turniargesellschaften und wurden von den Turniervögten um den Hals getragen. Es ist also unhistorisch, wenn Geschlechter, deren Vorfahren wohl kaum Turniere anders wie als Zuschauer oder höchstens als Schildknappe beigewohnt haben, sich derartige Kleinode gestatten. Ich habe deshalb das Halskleinod als nicht für unser Geschlecht passend fortgelassen. Der auf dem Helm unter dem Kleinod sichtbare Wulst diente in der Regel dazu, die Befestigung des Kleinods auf dem Helm zu verdecken.

Das Kleinod.

Wenn man heraldisch von Kleinoden, jener unerfäblichen Heilmzierde spricht, versteht man darunter eine Art erblicher Geschlechtskleinode, die in ihrer charakteristischen Gestalt vom Vater auf den Sohn übergangen, an welchen bei der Helmschau die einzelnen Geschlechter unterschieden wurden. In Farbe, Metall oder Gestalt steht das Kleinod in irgend einem Zusammenhang mit dem Schilde. (Bei uns in Metall.) Jedenfalls gibt es heraldisch keinen Wappenhelm ohne Kleinod, oder ein Kleinod etwa ohne Helm. Beides gehört zusammen. Dasselbe war in jedem Falle unmittelbar auf dem Helm befestigt, sei es durch Nieten oder Schnüre etc., es wäre ja sonst sinnlos. Hefner sagt darüber: „Dennoch haben uns Heraldiker pp. seit 2 Jahrhunderten mit fliegenden Kleinoden beschert. Da sieht man vollen Ernstes: Sterne, Adler, Kugeln ohne allen Faden und Zusammenhang, einen Jongleur übertreffend, wörtlich in der Luft fliegen“. Der Kleinode Zahl ist Legion. Zu den gebräuchlichen gehört unser Sternkleinod nicht. Diese waren Hörner (Straßburger

Wappen), Federn (Johann von Ebell), Köcher, Schirmbretter⁷¹⁾ usw. Schließlich gehört zum Wappen noch die

Helmdecke.

Auch nur „Decke“ genannt. Es ist darunter ein bandförmiges oder größeres, eckiges Stück Zeug zu verstehen, das, zwischen Helm und Kleinod seinen Anfang nehmend, sich zu einer oder beiden Seiten des Schildes, ihn gleichsam umrahmend, ausbreitet. Es ist ein verlockender Gedanke, den Ursprung der Helmdecken in dem oben erwähnten flatternden Germanenmantel (Tacitus Germania), der, vom Winde bewegt, rechts und links den Schild umspielt, zu sehen. Leider entspricht dies nicht der Tatsache, denn es steht fest, daß die Decken später wie die Kleinode entstanden sind. Helme des 13. Jahrhunderts finden sich noch ohne Decken. Ueber den Zweck der Helmdecke herrscht bis heute noch keine sichere Klarheit. Vielleicht haben sie mit dazu gedient, gegen starken Sonnenschein zu schützen.

Schönheitssinn ließ es nicht zu, derartige Stücke Zeug oder Tuch auf die Stellen zu beschränken, auf die sie notwendig waren, man ließ sie weiter abflattern, das Gefällige mit dem Zweckmäßigen verbindend.

Künstlerische Gründe sind es also, wenn die Decken in der guten heraldischen Zeit ausgebreitet oder fliegend erscheinen. Im 15. und 16. Jahrhundert ist der Grundgedanke der Helmdecke, die doch immer ein Stück Zeug oder Tuch sein mußte, bereits völlig verwischt. Wir finden an ihrer Stelle zwar künstlerisch schöne, indessen doch der Bestimmung der Decken gänzlich entfremdete blatt- oder rankenförmige Gebilde, wie bei dem Celleschen Wappen. Wir wollen uns dasselbe nicht zu eigen machen und uns auch hierin der alten, einfachen Form zuwenden.

Die Farbe der Decke ist von Alters her die des Schildes gewesen, und zwar ergab sich, da ja jeder Schild wenigstens eine Farbe und ein Metall hat, die Anwendung zweier Tinkturen (Farbe und Metall).

Noch sei kurz der sogenannten Wappensprüche Erwähnung getan. Sie verdanken der Laune eines Wappenherrn oder eines Wappenzeichners ihren Ursprung und jeder Mann kann sich seinen Wappen-

⁷¹⁾ Aus letzterem könnte der Stern entstanden sein. Schirmbretter waren nämlich 4- oder 6-eckige Bretter an den Spitzen mit goldenen Knöpfen, Straußen oder Hahnenfedern, bezw. Pfauenspiegeln besteckt. Letztere könnten verloren gegangen sein und eine Zeit, die vom Kleinod nichts mehr wußte, jene Umbildung vorgenommen haben. Erwähnt sei, daß wir in den heutigen Helmkokarden vielleicht noch einen leisen Anklang an das Kleinod finden.

spruch nach Gutdünken wählen. Es ist also durchaus keine heraldische Notwendigkeit, einen Wappenspruch zu führen. Es sind einfach Wahlsprüche, wählt man sich aber einen solchen, so sollen es nicht ellenlange Moralsprüche sein, sondern sie sollen kurz und bündig sein, sollen möglichst ihren Wert für jedermann und jede Zeit haben.

Beim 100jährigen Jubiläum der Firma Christian Ebell haben die beiden jungen, in die Firma eintretenden Chefs Louis und Karl Ebell der überreichten Chronik der Firma den Wahlspruch vorgesetzt:

„Rast ich, so rost' ich!“

Er scheint mir für unsere moderne, wie für spätere Zeiten passend. Rastlos muß unser Streben heute sein. Ohne steten Fleiß selbst bei großer Begabung kein Fortkommen. Stillstand ist Rückschritt, das haben wir längst erkannt. Die „Zeit“, das heißt „richtig benutzte Zeit“, ist unser bester Besitz. Der englische Ausspruch „time is money“ erscheint in unserem Zeitalter sogar überholt, denn Geld kann man sich zur Not borgen, Zeit kann man sich indessen nicht einmal stehlen. Für jeden Beruf, jedes Alter und jedes Geschlecht haben die Worte den gleichen schönen, tiefen Sinn. Möchten sie auch als Wappen- und Wahrspruch unseres Geschlechts nicht nur äußerlich auf dem bunten Wappenschild, sondern auch tief im Herzen jedes Einzelnen glänzen.

Ich bin zum Schluß meiner heraldischen Betrachtung gekommen. Vielleicht ist nun doch einer oder der andere zu der Ueberzeugung gekommen, daß sich überall lernen läßt, daß es sich nicht um eine „adelige Spielerei“ handelt, daß man nicht „alter Ritter“ gewesen zu sein braucht, um ein Wappen sich zu erküen und es lieb zu haben. Das sprichwörtliche „sein Wappenschild rein halten“ soll nicht zur bloßen Phrase herabsinken. Namen und Wappen haben uns gar viel zu sagen.

In altes, phantastisches Land sollen mich noch einmal die Gedanken tragen.

Jener erste heidnische Ahn, der seinem Kind den trotzigsten Eber als Namen zum Vorbild seines Geschlechts gab, wußte vielleicht noch, daß unter dem „goldborstigen Eber“ das Symbol der Sonne verehrt wurde. Von Geschlecht zu Geschlecht mag sich das heidnische Geheimnis, das sich an die Bedeutung des Namens knüpfte, fortgeerbt haben bis zu jenem ersten Ebell, der zum Sonnensymbol des Namens nun auch das Mondzeichen im Wappenschild sich erkör und sich den Stern als Kleinod auf den Stechhelm heftete. Sonne, Mond und Sterne einen sich hier im Namen und Wappen zu einem schönen Symbol. Umschließen nicht die Gestirne heute wie einst

alle Geheimnisse des Weltalls, gilt nicht heute wie einst der alte tiefe Satz des großen Weisen aus Königsberg, der uns von der Bronzetafel an der Schloßmauer daselbst herab grüßt: „Zwei Dinge sind es, die mich immer von neuem mit Ehrfurcht erfüllen, das Sittengesetz in mir und der gestirnte Himmel über mir“. Mag die Phantasie immerhin irren und sich in begeistertem Schwunge in Fernen verlieren, die weitab stehen vom realen Boden der Gegenwart, wir wollen in unserer nüchternen Zeit nicht rechten und deuteln. Auch das Truggebilde eines Traumes bleibt schön, wenn ihm ein schöner Sinn inne wohnt. Wie uns die in ewiger Pracht schimmernden Gestirne immer und immer wieder mahnen an die ernsteste Lebensfrage: „Woher kommst du? Wohin gehst du?“, so sollen Namen und Wappen, die solche Erwägungen anzuregen imstande sind, doppelt hoch gehalten werden im täglich sich erneuernden Kampf des Lebens.